

**Kulturarbeit im Dienste der Verständigung:
Die Deutschbaltische Abteilung im Ostpreußischen Landesmuseum**



Nicht nur angesichts der heterogenen Architektur – als Entrée ein Brau- und Bürgerhaus von 1472, ein 1907 errichtetes Industriedenkmal von 1907, das eigentliche Museumsgebäude von 1987 stammend sowie neuerdings das 2016 eröffnete Foyer mit Sonderausstellungsbereich – auch bezüglich seines Aufgabenspektrums wird man das Ostpreußische Landesmuseum mit seiner noch neuen, aber bereits außerordentlich prägenden deutschbaltischen Museumsarbeit als komplexe Kultureinrichtung bezeichnen dürfen. Die hoch willkommene Ergänzung des Museums- und Stiftungszweckes um die deutschbaltische Kulturgeschichte erweiterte schließlich schon allein den rein geographischen Aspekt der Museumsarbeit erheblich: Wir reden von einem Regionalmuseum, dessen Zielregion etwa 1.000 Kilometer vom Museumsstandort entfernt liegt, deren Fläche wiederum etwas größer ist als die halbe Bundesrepublik und zu der fünf unter vielen Aspekten recht heterogene Länder zählen: Estland, Lettland, Litauen, Polen und mit der Kaliningrader Oblast auch Russland.

Aber auch wenn beim Blick auf den nordöstlichen Ostseeraum das Sammeln, Bewahren und Ausstellen unter einem Dach von deutschbaltischem und ostpreußischem Kulturgut sich regelrecht aufdrängt, sind wiederum die Vermittlungsherausforderungen angesichts nicht unerheblicher (kultur-) historischer Differenzen nicht zu unterschätzen. Hier schlägt besonders der Generationsumbruch zu Buche: Unsere Dauerausstellung, die schon im Namen trägt, dass sie viele Jahre zu genügen hat, muss sowohl die auch

heute noch wichtige Zielgruppe der Erlebnisgeneration erreichen, als auch die Museumsbesucher der Zukunft: kulturaffine und kulturabholde junge Menschen, deren Wissenshorizont über diese Region und ihrer Geschichte in aller Regel kaum niedrig genug angesetzt werden kann, sofern sie nicht aus familiären Traditionen heraus schon im Vorfeld mit einem der spannendsten Räume Europas in Kontakt gekommen sind.

Aber immerhin: Mit der feierlichen Wiedereröffnung der Dauerausstellung am 25. August 2018, hat ein jahrzehntelanger gemeinsamer Weg deutschbaltischer Museumsinitiatoren, der Gremien des Ostpreußischen Landesmuseums und nicht zuletzt der öffentlichen Geldgeber, zuweilen steinig, zuweilen über Umwege führend, erfolgreich sein Ziel erreicht: Die deutschbaltische Kulturgeschichte hat endlich, fast 80 Jahre nach der Umsiedlung von 1939, ihren festen Platz in der bundesdeutschen Museumswelt gefunden. Fast 900 Gäste waren zum Festakt in die große mittelalterliche St. Johanniskirche in Lüneburg gekommen, darunter die Botschafter aller drei baltischen Staaten.

Zuvor hatte sich Staatsministerin Monika Grütters die neue Präsentation zeigen lassen; beeindruckt von Gestaltung und Sammlungsqualität gab sie ihrer Begeisterung freien Lauf, nicht zuletzt im deutschbaltischen Museumsbereich, dessen Anspruch, Tiefe und Bedeutung sich ihr dabei offenbar gänzlich neu erschlossen hat. Zur Freude der Museumsmannschaft und der Gremien der Museumsstiftung fiel auch die Berichterstattung in den Medien und, von besonderem Wert, das Echo unserer allermeisten Besucher mehr als positiv aus.

Dieser Erfolg ruht auf vielen Schultern und verdankt sich nicht zuletzt den vielen deutschbaltischen Partnern, mit denen gut und vertrauensvoll zusammengearbeitet wurde. Aus nicht wenigen Familien hat das Museum großartige Leihgaben erhalten, denen ein hoher Schauwert und eine starke inhaltliche Botschaft innewohnt. Hervorzuheben sind auch erhebliche finanzielle Mittel, die wir zur Restaurierung einiger unserer schönsten Stücke einsetzen konnten, welche sich nunmehr zu herausragenden Glanzlichtern des gesamten Museums entpuppten. Sie tragen wesentlich zu der Begeisterung und Zufriedenheit unserer Besucher bei. Hierfür kann allen Beteiligten und Mitstreitern gar nicht genug gedankt werden.

Aber erst die nächsten Jahre werden erweisen, in wieweit die wohl wichtigste Herausforderung der neuen Ausstellung gemeistert werden kann: Wie erreichen wir junge Leute, die sich weder schulisch noch privat mit der Geschichte der Deutschen in nordöstlichen Europa beschäftigt haben? Wie gehen wir damit um, dass sich das Erinnern an das reiche Kulturerbe dieser Region heute anders als früher immer weniger in einem emotionalen und damit museal beispielbaren Spannungsfeld von Verklärung einerseits und teils heftiger Ablehnung andererseits zu behaupten hat? Denn mit der altersbedingt abnehmenden Erlebnisgeneration verlieren wir die starke und hoch emotionale Affirmation der Betroffenen; und knapp 30 Jahre nach dem Mauerfall bei rückläufiger Diskurs-Prägenkraft der 1968er Generation bietet auch das lang gepflegte Schreckgespenst des Revanchismus im Zusammenhang mit der Erinnerungspflege an deutsche Traditionen im Osten immer weniger Reibungsfläche. Kurz: Die Herausforderungen der nächsten Jahre liegen darin, dass bei einer jetzt heranwachsenden Generation potentieller Besucher von einer emotionalen Leerstelle für das Museumsthema auszugehen ist, die zu überwinden nicht leicht sein dürfte.

Eine der zahlreichen, jedoch besonders gravierenden Ursachen hierfür liegt in der Schwerpunktsetzung medialer Berichterstattung bzw. schulischer Bildung. Über Jahrzehnte war der Blick der Bundesbürger zuerst nach Westen, nicht gen Osten gerichtet. Spanien, England, Griechenland und Italien sind den meisten deutlich vertrauter als das Baltikum oder selbst direkte Anrainer wie Polen. Dies allein mit der europäischen Spaltung im Kalten Krieg zu erklären greift zu kurz. Noch 2011, über 20 Jahre nach dem Mauerfall, fand man auf Informationsseiten öffentlich-rechtlicher Sender aufwendig gemachte Karten über die „deutsche“ Hanse, die – dieser Namenslogik folgend – den mittelalterlichen Hanseraum an der Oder enden ließen und wichtige Hansestädte wie Reval, Riga oder Danzig einfach ausblendeten. Und auch das große Reformationsjubiläum 2017 blendete die für die Entwicklung des Protestantismus oft

wesentlichen Geschehnisse im Osten weitgehend aus – etwa den Umstand, dass das Herzogtum Preußen, das spätere Ostpreußen, das erste protestantische Land überhaupt war. Nicht zuletzt werden selbst in Debatten und Nachrichten mit historischen Bezügen die alten deutschen Namen dieser Region noch immer vielfach im öffentlichen Raum vermieden – mit Ludwig Wittgenstein müsste Marion Gräfin Dönhoff ihr berühmtes Buch „Namen, die keiner mehr nennt“ heute folgerichtig umbenennen in „Namen, die keiner mehr kennt“. Auch wenn dieser Trend sich zuletzt abmilderte, ist doch eine Generation herangewachsen, die dem jahrhundertelangen deutschen Wirken im Osten fremd und distanziert gegenübersteht.

Diese in der Regel geschichtspolitisch begründbare Amnesie wird verschärft durch allgemeine schulpolitische Umstrukturierungen. Mit dem PISA-Schock begann – für eine Industrie- und Wirtschaftsnation durchaus nachvollziehbar – eine Fokussierung auf die sogenannten MINT-Fächer – Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik – zulasten von Geschichte, Kunst und Kultur. In einigen Bundesländern wird Geschichte als eigenständiges Fach nur noch vereinzelt angeboten, und auch an den Gymnasien wurde vielerorts die Pflichtstundenzahl stetig reduziert. Die Konsequenzen haben nicht lange auf sich warten lassen. Eine Studie brachte 2017 an den Tag, dass etwa 50 Prozent der 14- bis 17-Jährigen und immerhin noch ein ca. Drittel der 17-jährigen Schüler – damit also Schulabgänger oder kurz davor Stehende – mit dem Begriff Auschwitz-Birkenau nichts anfangen können. Obwohl die Shoah zurecht und keineswegs nur in Sonntagsreden oder an Gedenktagen als konstitutiv für das geschichtspolitische Selbstverständnis der Bundesrepublik gilt, und trotz nicht seltener Klagen von Eltern und Schülern, dass mit der Behandlung der NS-Verbrechen im Schulunterricht übertrieben würde, drängt sich hier eine verstörende Diskrepanz zwischen gesellschaftlichem Anspruch und Notwendigkeit, Wissensvermittlung und abrufbarer Kenntnis auf. Welche Faktizität darf man dann aber bei den jungen Besuchern unserer Ausstellung bezüglich ostpreußischer und deutschbaltischer Kulturgeschichte voraussetzen, die wenig oder gar nicht Eingang in die Lehrpläne gefunden hat?

Nun ist Unkenntnis alleine zunächst für ein Museum nichts Ungehöriges; Museen sind Orte der Bildung und Vermittlung und sehen sich selbst gerne als „außerschulische Lernorte.“ Angesichts solcher schulischer Umstrukturierungen erwachsen ihnen neue, gesellschaftlich relevantere Aufgaben, deren Bewältigung allerdings schwieriger geworden ist. Viel kritischer ist indes die Frage: Wozu soll ich das eigentlich lernen und wissen? Welchen Wert wird man deutschbaltischen Traditionen im 21. Jahrhundert noch zurechnen? Nicht nur infolge der Digitalisierung und den Riesenschritten technischen und gesellschaftlichen Wandels wird hinterfragt, wozu der Blick zurück auf die Geschichte von Menschen, Kulturen und Nationen heute noch dienen kann, wo doch das „Global Village“ angestrebt wird und Nationalismen nicht selten als wesentliche Spaltkeile eines friedlichen Europas ausgemacht wurden?

Und obgleich „Identität“ eines der großen Schlagworte dieser Jahre ist, wird sie immer weniger aus Familie und Nation abgeleitet, den Feldern, in denen kulturhistorische Museen sich als identitätsstiftende öffentliche Einrichtung bewährt haben. Gerade ein Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung, das eben auch die Familiengeschichten von Ostpreußen und Deutschbalten aufgreift, verarbeitet und vermittelt, hat in diesem Sinne erfolgreich wirken können und wird auch zukünftig sich dieser Aufgabe stellen müssen.

Das Ostpreußische Landesmuseum wurde 1987 als öffentlich finanziertes und mit Hauptamtlichen als ein professionell geführtes Haus eröffnet. Die dahinterstehende Idee der Landesmuseen für das deutsche Kulturerbe im Osten ist allerdings älter und ist eng mit der Ostpolitik von Willy Brandt verknüpft. Brandt akzeptierte 1970 in Moskau und Warschau die politische, wenn auch noch nicht völkerrechtliche Realität der Oder-Neiße-Grenze. Für den Bundeskanzler war die Kulturpflege ein wichtiges Rechtfertigungsargument seiner Friedenspolitik. Schon 1969 äußerte er: *„Ich möchte, dass wir miteinander dafür sorgen, der ganzen Nation die kulturelle und geistige Substanz der Ostgebiete zu erhalten; sie muss nicht nur den Vertriebenen und Flüchtlingen des Jahres 1945, ihren Kindern und*

Enkelkindern, sie muss unserem Volk in seiner Gesamtheit erhalten werden; nur so kann im Innern gewonnen werden, was draußen verloren ging.“

Unterstützung fand er bei den Intellektuellen und Kulturschaffenden seiner Zeit, nicht selten Personen, die selbst persönlich betroffen waren, wie etwa Günter Grass, Siegfried Lenz oder Marion Gräfin Dönhoff. Ihnen lag ein friedliches Europa, ein Europa, das wenigstens in Teilen trotz des Eisernen Vorhangs durchlässig war, am Herzen. Hierfür war ein Preis zu zahlen. Zugleich stand gerade ihnen in aller Dramatik der ungeheure Kulturverlust vor Augen, der durch die Barbarismen des Zweiten Weltkriegs sowie durch die folgenden ideologischen Umdeutungen europäischer Geschichte nirgends deutlicher zutage trat als in den einstigen deutschen oder deutsch geprägten Räumen: Schlesien, Hinterpommern, Ost- und Westpreußen, dem Baltikum. Aber mit der Ostpolitik begann die Entfremdung zwischen Mehrheitsgesellschaft und den Vertriebenenverbänden, die immer schrillere Töne nach sich zog. Die Kulturbewahrung dieser Region bekam plötzlich grundsätzlich einen reaktionären Unterton zugesprochen.

Der Danziger Günter Grass sah diese Aufgabe der Kulturbewahrung gefährdet und mahnte daher 1972 in drastischen Worten seinen Freund Brandt: *„Weil Du zu Recht wiederholt darauf hingewiesen hast, daß die Flüchtlinge aus den verlorenen Ostprovinzen zusätzlich für den verlorenen Krieg bezahlt haben, ist, nach Verabschiedung der Verträge, eine besondere Anstrengung der bundesdeutschen Gesellschaft notwendig [...] Ein Volk, das durch Krieg und Kriegsschuld mehr als drei Provinzen verliert, ist geschlagen und hat Verlust erlitten; ein Volk jedoch, das aus freien Stücken darauf verzichtet, einen Teil der kulturellen Substanz jener verlorenen Gebiete zu sammeln, zu retten und abseits vom üblichen musealen Denken andernorts öffentlich, das heißt weiter wirksam zu machen, ein solches Volk versagt erbärmlich vor sich und seiner eigenen Kultur.“*

Und tatsächlich sollte es erst in den Jahren der Kohl-Regierung dazu kommen, mit dem Ostpreußischen Landesmuseum das erste dieser Museen überhaupt ins Leben zu rufen. Das ursprüngliche Brandt'sche Anliegen aber, wie es auch bei Günter Grass noch durchschien, war in der Zwischenzeit weitgehend vergessen: Das Kulturerbe aus dem Osten war nun keines mehr von nationalem oder gar europäischem Rang, es war reduziert auf Heimatpflege und Vertriebenenkultur. Selbst die großen Namen, wie etwa der Ostpreuße Immanuel Kant, Nikolaus Kopernikus, Johann Gottfried Herder, E.T.A. Hoffmann, Käthe Kollwitz und Lovis Corinth, konnten nicht verhindern, dass die ostdeutsche Kultur zu einer Flüchtlingsthematik verkümmerte. Dort, wo die Kulturleistung Einzelner dies nicht zuließ, trennte man Herkunft oder Wirkungsort der Person oft im allgemeinen Sprachgebrauch ab. Seit der Jahrtausendwende wandelt sich diese Perspektive etwas; überwunden ist sie noch nicht.

Und so fragen wir uns: Welchen Raum kann die Kulturgeschichte der Deutschbalten einnehmen im Zeitalter der Globalisierung, einer interkontinentalen Massenmigration und nicht zuletzt angesichts des demographischen Wandels? Welche Relevanz kann unsere Thematik mit der damit einhergehenden Pluralisierung von Erinnerung und kollektivem Gedächtnis für nachfolgende Generationen entwickeln? Welcher Vitalität kann den Erinnerungsorten dieser Region und ihrer Kulturtradition in zehn oder zwanzig Jahren, wenn die letzten Zeitzeugen verstummt sind, noch zugesprochen werden?

Im Prinzip ist ein solcher Wandel in der Erinnerungskultur ganz normal. Jan und Aleida Assmann, im Herbst 2018 in Frankfurt mit dem Friedenspreis ausgezeichnet, haben verschiedentlich herausgearbeitet, wie nachhaltig sich zwischen den Generationen der Kanon dessen, was jeweils einer „Gegenwart“ als erhaltenswert gilt, zu verschieben vermag.

Wenn die Erlebnisgeneration abtritt und der Erlebnishorizont des Zeitzeugen zum Erklärungshorizont des Historikers mutiert, kristallisiert sich gemäß der Assmannschen Diktion heraus, inwieweit sich die Kulturgeschichte der Deutschbalten – oder wenigstens einzelne Elemente davon – vom kommunikativen in das kollektive Gedächtnis transmutieren lassen. Museen wie das unsrige beeinflussen diesen Vorgang. Sie sind im unablässigen Strom der Geschichte mächtige Bollwerke, die mit ihrer Arbeit das drohende

Vergessen verhindern oder zumindest verlangsamen wollen. Mit der Selektion dessen, was in die Sammlung aufgenommen wird und was nicht, wird das Erinnern – aber ebenso auch das Vergessen – kodiert. Originale Objekte können zu Erinnerungsspeichern werden und daraus eine unverwechselbare Aura und Kraft beziehen – allerdings selten statisch oder objektimmanent. Je nach Alter, Vorwissen und persönlicher Erfahrung des Rezipienten wird die Wirkung eines Objekts unterschiedlich ausfallen.

Für unser Museum heißt dies nun, mit seiner derzeitigen Modernisierung und Erweiterung seine lange Zeit auf die Erlebnisgeneration konzentrierte Erinnerungsarbeit für die nachfolgenden Generationen zu öffnen und deren Kenntnisstand – besser: Unkenntnisstand – in angemessener Form zu berücksichtigen.

Unsere Dauerausstellung ist daher optimiert für Zielgruppen, die für ein intergenerationelles Gespräch ansprechbar sind. Wir wollen den Dialog zwischen Großeltern und Enkeln anregen und fahren daher verschiedentlich mehrgleisig. Natürlich gibt es Mitmach- und teils spielerische Medienstationen. Darüber hinaus bieten wir auch Angebote an, die einiges an Vorkenntnis voraussetzen, die Interessen triggern, die wir nur bei Älteren vermuten – und im Gegenzug eigene Texte, Vitrinen und Objekte speziell für Kinder und Jugendliche. Beide Altersgruppen werden sozusagen gemeinsam, aber doch in unterschiedlicher Form unsere Ausstellungen erleben können und im besten Fall sich hinterher darüber austauschen.

Gleiches vollziehen wir beim begleitenden Kulturprogramm. Wir haben eine eigene Stelle für kulturelle Breitenarbeit, mit der wir auch speziell Schulklassen und Jugendliche dazu anregen, unsere Zielregion zu bereisen. Vielfach bringen wir dabei auch die Schüler verschiedener Nationen zusammen, wenn zum Beispiel deutsche, polnische und russische Schüler gemeinsam die Danziger Westerplatte oder die „Wolfsschanze“ aufsuchen, um ihre jeweils unterschiedlichen nationalen Perspektiven nicht aufzugeben, sondern auszutauschen und zumindest Verständnis für die teils abweichende Interpretationen des Gegenübers zu entwickeln. Denn der friedensstiftende länderübergreifende Dialog, die Idee, das Friedens- und Freiheitsprojekt Europa zu fördern, steht seit Längerem im Zentrum der „ostdeutschen“, nach §96 Bundesvertriebenengesetz geförderten Landesmuseen.

Das Ende der europäischen Spaltung 1989/90 war für unsere Arbeit bahnbrechend: Schon 1991 konnten wir die erste Ausstellung im russischen Kaliningrad, dem alten Königsberg, präsentieren. Seither sind wir Jahr für Jahr mit mehreren Ausstellungen oder Kulturprojekten anderer Art im einstigen Ostpreußen vor Ort und zukünftig auch in den einstigen Siedlungsräumen der Deutschbalten.

Nach 1990 folgten die Jahre der europäischen Begeisterung. West und Ost freuten sich aufeinander und aneinander. Auch geschichtspolitisch einst schwierige Themen wurden unvoreingenommen auf die Tagesordnung gehoben, und mit der EU-Osterweiterung 2004 wurde alles noch leichter. Heute prägt eine Europäisierung unsere Kulturarbeit, bei der gemeinsame grenzüberschreitende Projekte immer bedeutsamer werden. Wichtig ist das Kennenlernen der östlichen Partner und der damit verbundene Versuch der Multiperspektivität, um so das deutsche Kulturerbe im östlichen Europa durch einen ungetrübten Blick auf transnationale und interkulturelle Prozesse in einen größeren europäischen Kontext einzubetten.

Und in diesem Sinne war und ist die Erweiterung um das deutschbaltische Thema ein Geschenk! Mit der neuen Aufgabe, mit der Einbeziehung Estlands und Lettlands als originäre Partner, sind nun vier EU-Länder dem Museum verbunden. Natürlich wurde der Museumsauftrag komplexer, andererseits erwies sich die Zusammenarbeit mit Estland und Lettland von Beginn an als ausgezeichnet: Beide wird man auf vielen Ebenen, auch beim Kulturaustausch, als EU-Musterländer bezeichnen können. Mehrere Projekte wurden bereits realisiert. Erinnert sei an die Ausstellung zur Hanse im Jahre 2012 oder die daran anschließende Schau „Glanz und Elend der Herrenhäuser im Baltikum“, zu denen wir jeweils zahlreiche Leihgaben aus baltischen Museen und Archiven erhalten haben. Auch in der jetzigen Dauerausstellung finden sich Objekte von dort, die sogar – in der Museumswelt höchst ungewöhnlich – über zehn Jahre verbindlich zugesagt wurden.

Anlässlich des 100. Jahrestags der baltischen Unabhängigkeit war im Museumsfoyer im Februar 2018 die vom lettischen Museum für Nationalgeschichte erarbeitete Ausstellung „Der baltische Weg“ zu sehen. Und als Würdigung des für Esten und Letten so wichtigen Jubiläumdatums wurden im gleichen Jahr als Dauerleihgabe originales Mobiliar dem estnischen Schloss Allatzkiwwi übergeben – insofern erwähnenswert, als selten genug in den baltischen Herrenhäusern noch Teile der Originalausstattung zu finden sind.

Was haben wir für die Zukunft vor? Angesichts der vielen verschiedenen Krisen, welche die Europäische Union, das große, vielfach bewunderte Friedens-, Freiheits- und Wohlstandsprojekt der vergangenen Jahrzehnte, derzeit durchleiden muss, wird gerade im Spannungsfeld von Nationalität und Staatenförderalismus eine europäische Identität, wie immer sie auch geartet sein kann, zunehmend Relevanz entfalten. Die Debatten um den „Brexit“, aber auch andere Konflikte mit EU-Partnerländer verdeutlichen, wie schwer der Übergang vom Zeitalter der Nationalstaaten zu dem, was Jürgen Habermas die „postnationale Konstellation“ nennt, sein wird, sofern dieser Weg sich überhaupt in absehbarer Zeit als gangbar erweist.

Europa und die Länder der EU ringen um die Antwort, wer wir sein wollen und wie unsere Rolle in einem Staatenverbund aussehen könnte. Was verbindet und was trennt die Nationalstaaten und ihre Bewohner? Neben dem Christentum stellt eine der wesentlichen Geistesströmungen, die Europa geprägt hat – und mit denen Europa die Welt prägte – die Aufklärung dar. Wir verdanken ihr die tragenden Bausteine unserer mentalen Architektur: Die Entwicklung der universalen Menschenrechte, den rationalen Zugang zur Welt, eine Verrechtlichung im Umgang von Staaten miteinander und seiner Menschen darin. Die einhegende Relativierung des Glaubens durch die Vernunft und vice versa die Fragen des Gläubigen an die streng aufgeklärte Rationalität. All diese mit der Aufklärung verbundenen Aspekte wird man als zentrale Kennzeichen unserer westlichen Kultur bezeichnen dürfen.

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

Viele kennen diese Definition durch den wichtigsten Denker der deutschen Aufklärung, den Königsberger Immanuel Kant: Was für ein Anspruch! Der Mensch wirft die überkommenen Ketten von Hierarchien und Gesellschaft von sich, er strebt nach Freiheit und geistiger Autonomie, er befreit sich von Vorurteilen und Aberglaube, eine starke, eine selbstbewusste Geste geistiger Souveränität! Menschenrechte, Demokratie, Religions- und Pressefreiheit, kurz: die Ideen eines freiheitlichen Europas, sind ohne Aufklärung kaum denkbar. Unaufgeklärte Gesellschaften dagegen gelten als rückständig oder gar gefährlich.

Das Ostpreußische Landesmuseum mit seiner Deutschbaltischen Abteilung hat 2016 bedeutende Bestände zu Kant übernehmen können und wird auf 700 qm zusätzlicher Ausstellungsfläche Immanuel Kant, ein liberales Demokratieverständnis, die Inhalte der Aufklärung und Moderne und ihre Bedeutung für das Europa von heute vermitteln. Dabei soll Kant aus seinem Elfenbeinturm befreit werden, um seine noch immer zeitgemäßen Ideen, seine Modernität und seinen Anspruch an Rationalität und Vernunft wieder zurück ins Zentrum der Gesellschaft zu bringen.

Was ist das Erbe, was ist die Identität Europas? Worauf dürfen, worauf sollten wir stolz sein? Welche Werte haben Europa geprägt, wie wir es kennen? Kants Ideen sind nicht niedrigschwellig und barrierefrei. Sie fordern unseren Intellekt. Dies kann aber auch ein Anspruch von Museumsarbeit sein: Das geistige Fordern nicht länger zu verteufeln.

Denn sofern Museen sich nicht allein dem Hamsterrad ewiger Besuchersteigerungen unterwerfen und zu Orten einer ununterbrochenen Eventkultur verkommen, können Museen über die dort mögliche Kontemplation, innere Sammlung und des selbstbestimmten Entdeckens perfekte Orte der Bildung sein,

Bildung in ihrem besten Sinne, verstanden nicht als Ausbildung, sondern als Auftrag charakterlichen Wachsens. Und mit Kant, der in Russland, in Polen, in Riga, wo er seine Werke verlegt hat, der weltweit wertgeschätzt wird, finden wir vielleicht eine Idee von Europa.